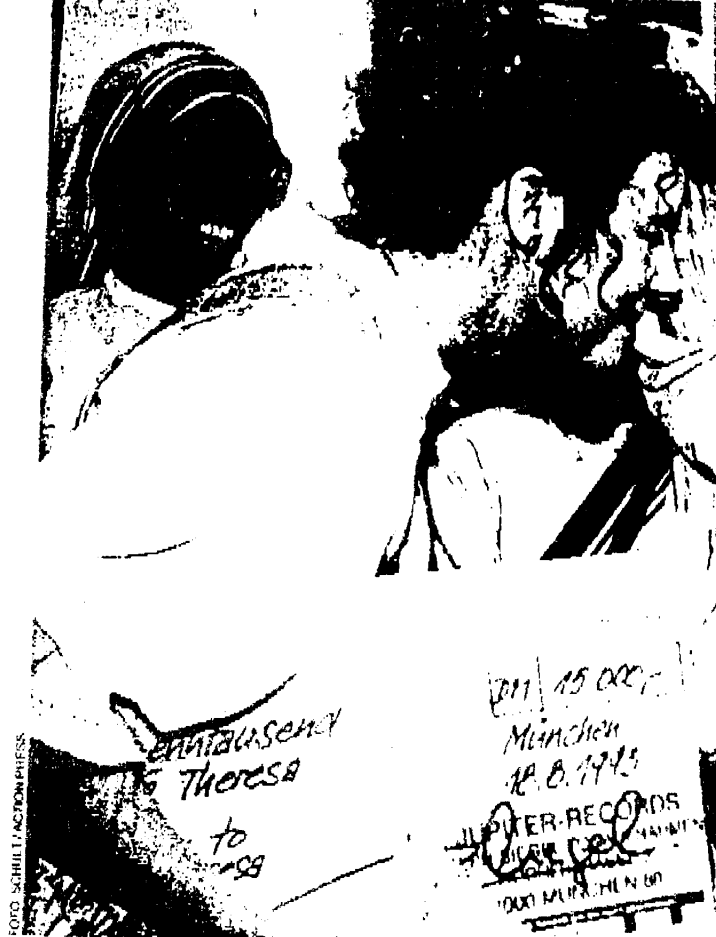


## Mutter Teresa – wo sind ihre Millionen?

Vor einem Jahr starb der Engel der Armen. Noch immer fließen ihren »Missionarinnen der Nächstenliebe« Spenden zu wie keinem anderen Orden. Doch für die Friedensnobelpreisträgerin war Armut gottgewollt. Was also ist mit dem vielen Geld passiert?



# Nehmen ist seliger

Von Walter Wullenweber

**W**enn es einen Himmel gibt, dann ist sie ganz sicher dort: Agnes Gonxha Bojaxhiu aus Skopje in Makedonien, besser bekannt als Mutter Teresa. Am 6. Januar 1929 kam sie nach Kalkutta als 18jährige Schwester des »Loreto Ordens«. 68 Jahre später versammelten sich Würdenträger aus der ganzen Welt in Kalkutta, um sie mit einem Staatsbegräbnis zu ehren. In diesen 68 Jahren hatte sie den wohl erfolgreichsten Orden in der Geschichte der katholischen Kirche gegründet, den Friedensnobelpreis erhalten und war zur bekanntesten Katholikin unserer Zeit geworden. Der frühere UN-Generalsekretär Perez de Cuellar nannte sie »die mächtigste Frau der Welt«. Kein Mensch auf diesem Globus genöß so hohes Ansehen wie Mutter Teresa. Sie war das Vorbild von Generationen, die moralische Instanz des Jahrhunderts. Ihre Heiligsprechung ist nur noch eine Frage der Zeit.

Sind Zweifel an diesem Denkmal erlaubt?

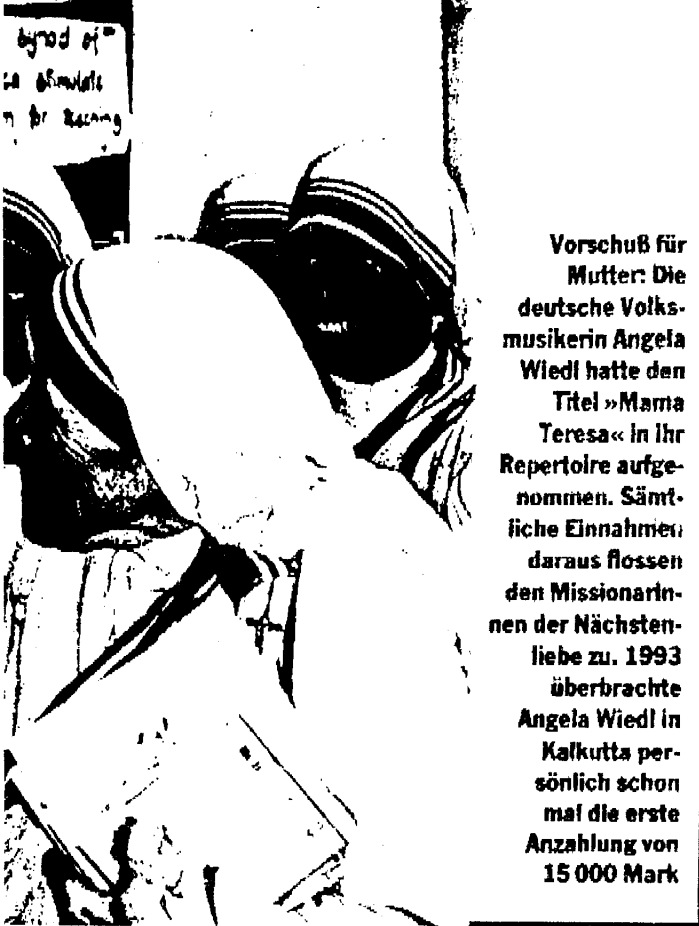
In Kalkutta trifft man viele Zweifler. Zum Beispiel Samity, einen etwa 30jährigen Mann ohne Zähne, der in den Slums lebt. Er ist einer jener »Ärmsten der Armen«, denen Mutter Teresa ihr Leben widmete. Mit einer Plastiktüte in der Hand steht er in einer kilometerlangen Schlange in Kalkuttas Park Street. Geduldig warten die Armen, bis die Helfer ihnen Reis und Linsenpampe in ihre Tüten schaufeln. Das Essen be-

kommt Samity jedoch nicht vom Orden der Mutter Teresa, sondern von der »Assembly of God«, einer amerikanischen Hilfsorganisation, die hier täglich 18 000 Mahlzeiten ausgibt. »Mutter Teresa?« sagt Samity. »Also von der haben wir hier noch nichts bekommen. Fragen Sie doch mal in den Slums, wer schon mal etwas von den Schwestern bekommen hat. Da werden Sie kaum jemanden finden.«

Auch Pannalal Manik zweifelt. »Ich verstehe nicht, warum ihr gebildeten Menschen im Westen diese Frau zu einer solchen Göttin gemacht habt.« Manik wurde vor etwa 56 Jahren im Rambagan-Slum geboren, dem mit rund 300 Jahren ältesten Slum Kalkuttas. Was Manik vollbracht hat, kann man mit gutem Recht ein Wunder nennen. Mitten im Slum hat er 16 Wohnblocks gebaut – Wohnungen für 4000 Menschen.

Das Geld für das Baumaterial – umgerechnet rund 10 000 Mark pro Häuserblock – hat Manik von der »Ramakrishna-Mission« erbettelt, der größten Hilfsorganisation Indiens. Gebaut haben die Slumbewohner ihre Häuser selbst. Das Wunder. Es ist zum Modell für ganz Indien geworden. Und Mutter Teresa? »Dreimal war ich bei ihr«, sagt Manik. »Sie hat mich nicht mal angehört. Jeder Mensch auf der Welt weiß, daß die Schwestern sehr viel Geld haben. Aber keiner weiß, was sie damit machen.«

In Kalkutta bemühen sich rund 200 Hilfsorganisationen um die Armen. Die Missionarinnen der Nächstenliebe gehören nicht zu den größten Helfern. Das widerspricht dem Bild des Ordens. Der Name Mutter Teresa wurde und wird mit der



**Vorschuß für Mutter: Die deutsche Volksmusikerin Angela Wiedl hatte den Titel »Mama Teresa« in ihr Repertoire aufgenommen. Sämtliche Einnahmen daraus flossen den Missionarinnen der Nächstenliebe zu. 1993 überbrachte Angela Wiedl in Kalkutta persönlich schon mal die erste Anzahlung von 15 000 Mark**

# lenn geben

Stadt Kalkutta verbunden. Gerade hier, so glauben weltweit die Bewunderer und Förderer der Nobelpreisträgerin, sei der Orden besonders aktiv bei der Bekämpfung der Armut.

»Alles Lüge«, sagt Aroup Chatterjee. Der in London lebende Arzt wurde in Kalkutta geboren und ist dort aufgewachsen. Seit Jahren arbeitet Chatterjee an einem Buch über den Mythos Mutter Teresa. spricht mit den Armen in den Slums von Kalkutta oder durchkämmt die Reden der Nobelpreisträgerin: »Egal, was ich auch recherchiere: Ich entdecke nur Lügen. Zum Beispiel die Schul-Lüge. Mutter Teresa hat oft behauptet, sie betreibe in Kalkutta eine Schule für mehr als 5000 Kinder. 5000 Kinder, das müßte eine riesige Schule sein, eine der größten in ganz Indien. Jeder würde sie kennen. Doch ich habe weder die Schule gefunden noch jemanden, der sie gesehen hat«, sagt Chatterjee.

Im Vergleich mit den anderen in Kalkutta ansässigen Hilfsorganisationen liegen die Nonnen mit den drei Streifen vor allem in zwei Disziplinen vorn: Sie sind weltberühmt, und sie haben das meiste Geld. Wieviel genau, daraus haben die Schwestern stets ein Geheimnis gemacht. Das indische Gesetz verpflichtet Hilfsorganisationen dazu, ihre Finanzen zu veröffentlichen. Mutter Teresas Orden ignoriert diese Vorschrift. Ob das zuständige Finanzministerium in Neu Delhi die Unterlagen kennt, ist

*»Egal, wo ich recherchiere, ich entdecke nur Lügen«*

ungewiß. Auf Anfrage des STERN gab das Ministerium bekannt, die Regierung habe diese Frage als »geheim« eingestuft.

In Deutschland hat der Orden sechs Niederlassungen. Auch hier bleiben die Finanzen streng geheim. »Das geht niemanden was an, wieviel Geld wir haben. Ich meine natürlich: wie wenig«, sagt Schwester Pauline, die Deutschland-Chefin. Bis 1981 hatte Maria Tingelhoff die Buchführung für den Orden in Deutschland ehrenamtlich in Feierabendarbeit übernommen. »Drei Millionen kamen da im Jahr schon zusammen«, erinnert sie sich. Doch Mutter Teresa hat den weltlichen Helfern nie ganz vertraut. Darum übernahmen die Schwestern ab 1981 die Geldverwaltung selbst. »Wieviel in den Jahren danach eingegangen ist, weiß ich natürlich nicht genau, aber es muß ein Vielfaches davon gewesen sein«, schätzt Frau Tingelhoff. »Mutter Teresa war ja immer sehr zufrieden mit den Deutschen.«

**D**ie vermutlich ertragreichste Niederlassung ist das Haus »Heiliger Geist« in der New Yorker Bronx. Susan Shields diente dem Orden dort insgesamt neuneneinhalb Jahre als Schwester Virgin. »Wir verbrachten einen großen Teil der Tage damit, Dankbriefe an die Spender zu verfassen und die Schecks zu bearbeiten«, sagt sie. Jede Nacht mußten bis zu 25 Schwestern mehrere Stunden lang Spendenquittungen schreiben. Fließbandarbeit: Einige Schwestern tippten, andere trugen die Beträge in Listen ein, steckten die Briefe in Umschläge oder sortierten die Schecks. Wert: zwischen 5 und 100 000 Dollar. Häufig gaben Spender Geldumschläge an der Tür ab. Vor Weihnachten trat der Spendenstrom regelmäßig über die Ufer. »Die Post brachte die Briefe säckeweise. 50 000-Dollar-Schecks waren keine Seltenheit.« Schwester Virgin erinnert sich, daß in einem Jahr etwa 50 Millionen Dollar auf dem Girokonto in New York aufgelaufen waren. 50 Millionen Dollar, knapp 90 Millionen Mark, in einem Jahr, in einem vorwiegend nicht-katholischem Land. Wieviel mag da in Europa zusammenkommen, wieviel in der ganzen Welt? Vermutlich spult das weltweite Mitleid mindestens 100 Millionen Dollar auf die Konten des Ordens, 180 Millionen Mark. Und das seit vielen Jahren.

bleiben die Einnahmen lediglich geheim, so sind die Ausgaben geradezu mysteriös. Dem Orden gelingt es kaum, größere Summen auszugeben. Die von den Nonnen in Indien unterhaltenen Einrichtungen sind so winzig, daß selbst Ortskundige sie nur mit Mühe finden können. Meist sind es Wohnhäuser für die Schwestern. Aufwendige und kostspielige Hilfe kann hier nicht geleistet werden. Doch auch die kleine Hilfe ist für die Nonnen kostenlos. Was für die Hilfe nötig ist, bekommt der Orden meist zusätzlich zu den Geldspenden geschenkt. Medikamente landen in Kisten auf dem Flughafen. Gespendeter Reis, Linsen, Öl und Salz erreichen

den Hafen von Kalkutta containerweise. Kleiderspenden aus Europa und den USA kommen in unvorstellbaren Mengen. Auf den Straßenmärkten Kalkuttas verkaufen Händler gebrauchte Kleidungsstücke mit Logos weltlicher Marken zu 25 Rupien (rund eine Mark) das Stück. Etliche Verkäufer werben: »Hemden von Mutter, Hosen von Mutter.«

Anders als bei anderen Hilfsorganisationen versickern bei den »Missionarinnen der Nächstenliebe« praktisch keine Spendengelder in der Verwaltung, denn der Apparat ist praktisch kostenlos. Die etwa 4000 Schwestern in 150 Ländern bilden den preiswertesten Apparat aller global agierenden Millionen-Dollar-Konzerne. Zur Armut verpflichtet, arbeiten sie ohne Lohn, unterstützt von etwa 300 000 ehrenamtlichen Helfern.

Nach eigenen Angaben unterhält Mutter Teresas Organisation weltweit etwa 500 Stationen. Aber selbst für Kauf oder Miete der Immobilien brauchen die Schwestern nicht ans Sparsbuch zu gehen. »Mutter hat immer gesagt: »Dafür geben wir kein Geld aus«, erinnert sich Sunita Kumar, eine der reichsten Frauen Kalkuttas und die vermutlich engste Vertraute Mutter Teresas außerhalb des Ordens. »Wenn Mutter ein Haus brauchte, dann ist sie zum Besitzer gegangen, ob das nun der Staat war oder ein Privatmann, und hat ihn so lange bearbeitet, bis sie es umsonst bekommen hat.«

Ihre Methode war auch in Deutschland erfolgreich. Im März wurde in Hamburg das »Haus Bethlehem« eingeweiht, ein Wohnhaus für obdachlose Frauen. Dort arbeiten vier Missionarinnen der Nächstenliebe. Der architektonisch aufwendige Bau kostete 2,5 Millionen Mark. Das Vermögen des Ordens belastet diese Summe nicht. Das Geld wird von einem Verein Hamburger Christen gesammelt. Mit Mutter Teresa als Gali-onsfigur sind die Millionen freilich schnell beisammen.

Mutter Teresa selbst sah es als ihr von Gott gegebenes Recht an, niemals zahlen zu müssen. Einmal kaufte sie in Lon-



**Mutter Teresa empfing 1997 bei ihrem letzten Papstbesuch noch einmal den Segen von Johannes Paul II. Sie war seine enge Vertraute. Experten vermuten den Großteil der Spenden auf der Vatikanbank**

*»Von der haben wir hier noch nichts bekommen«*

don für 500 Pfund (1500 Mark) Reiseproviant. Als sie an der Kasse zahlen sollte, zeigte die kleine, harmlos wirkende Nonne ihr balkanisches Temperament und schrie: »Das ist für die Arbeit Gottes.« Sie wütete so laut und so lange, bis ein Geschäftsmann in der Schlange für sie mitbezahlte.

England ist eines der wenigen Länder, in denen die Schwestern den Behörden wenigstens einen flüchtigen Blick in ihre Bücher gewähren. Hier nahm der Orden beispielsweise im Jahr 1991 umgerechnet rund 5,3 Millionen Mark ein. Und die Ausgaben? Rund 360 000 Mark, also weniger als 7 Prozent. Was passierte mit dem großen Rest des Geldes? Schwester Teresina, die England-Chefin, wehrt ab: »Das können wir leider nicht sagen.«

Alle paar Jahre, so steht es in den Angaben für die englischen Behörden, wird ein Teil des Vermögens auf Konten des Ordens in anderen Ländern überwiesen. Wieviel in welches Land, ist nicht angegeben. Einer der Empfänger ist jedoch stets Rom. Von dort aus wird das Vermögen des Spendenkonzerns zentral verwaltet. Mit einem Konto bei der Vatikanbank. Und was mit Geldern auf der Vatikanbank geschieht, ist so geheim, das darf nicht einmal der liebe Gott wissen.

Sicher ist jedoch, daß die Missionsstationen in den armen Ländern nicht vom Geldsegen der reichen Länder profitieren. Das schreibt Kathryn Spink, die von Mutter Teresa offiziell autorisierte Biographin: »Sobald die Schwestern in einem bestimmten Land eingerichtet waren, stellte Mutter Teresa gewöhnlich alle finanzielle Unterstützung ein.« Ordens-Stationen in notleidenden Regionen bekommen also in der Regel allenfalls eine kurzfristige Anschubhilfe. Das allermeiste Geld verbleibt auf der Vatikanbank.

Mehrfach hat der STERN die Missionarinnen der Nächstenliebe um Auskunft über den Verbleib der Spendengelder gebeten, sowohl schriftlich als auch bei einem Besuch im Mutterhaus in Kalkutta. Der Orden hat nie geantwortet.

»Sie sollten mal in das Heim in New York gehen, dann verstehen Sie, was mit den Spenden geschieht«, sagt Ewa Kolodziej. Die Polin war fünf Jahre lang eine Missionarin der Nächstenliebe. »Im Keller des Nachtasyls liegen wertvolle Bücher, Schmuck und Gold.« Was geschieht damit? »Die Schwestern nehmen es in Empfang, lächeln und bewahren es auf. Die meisten Sachen liegen nutzlos herum für alle Zeit.«

Ähnlich ergeht es den Millionen, die dem Orden geschenkt werden. Susan Shields, die frühere Schwester Virgin, sagt: »Das Geld wird zwar nicht mißbraucht, das allermeiste wird einfach überhaupt nicht gebraucht.« Wenn es eine Hungersnot in Äthiopien gab, erinnert sich Shields, lag vielen Schecks die Anweisung bei: Für die Armen in Äthiopien. »Einmal frag- →



**»Warum habt ihr eine Göttin aus ihr gemacht?« Pannalal Manik flehte Mutter Teresa vergebens um Hilfe für Slum-Bewohner an**



Missionarinnen der Nächstenliebe unterwegs in Kalkutta. Sie fahren kostenlos mit öffentlichen Verkehrsmitteln, weil Mutter Teresa es grundsätzlich ablehnte zu bezahlen. Dem mußten sich selbst Fluggesellschaften und Hotels beugen

FOTO: JAYULLIAN

*»Im Keller liegen wertvolle Bücher, Schmuck und Gold«*

te ich die Schwester, die für die Konten zuständig war: »Da sind so viele Schecks für Äthiopien. Soll ich das Geld zusammenrechnen, damit wir es nach Äthiopien schicken können?« Die Schwester antwortete: »Nein, wir schicken kein Geld nach Afrika.« Und so fuhr ich fort, Quittungen an die Spender zu schreiben. »Für Äthiopien.«

Nach den Schilderungen ehemaliger Schwestern ist das Finanzsystem des Ordens eine Einbahnstraße. »Uns wurde immer gesagt: Die Tatsache, daß wir mehr als andere Orden bekommen, zeigt, daß Gott Mutter Teresa mehr liebt«, sagt Susan Shields. Spenden, der Stand der Konten als Gradmesser göttlicher Liebe. Nehmen ist seliger denn Geben.

**L**eidtragende sind diejenigen, für die die milden Gaben eigentlich gedacht waren. In der New Yorker Bronx betreiben die Nonnen eine Suppenküche. Besser gesagt: Sie lassen sie betreiben – freiwillige Helfer organisieren das Essen. Die Schwestern verteilen es nur. Einmal, so erinnert sich Shields, unterlief den Helfern ein Organisationsfehler, so daß sie kein Brot liefern konnten. Die Schwestern fragten ihre Oberin, ob sie Brot kaufen dürfen. »Kommt nicht in Frage. Wir sind ein armer Orden«, war die Antwort. »Am Ende hatten die Armen kein Brot«, sagt Susan Shields.

Unzählige solche Beispiele hat sie erlebt: Ein Mädchen aus ihrem Kommuniionsunterricht war am Weißen Sonntag zur ersten Kommunion nicht erschienen, weil seine Mutter ihm kein weißes Kleidchen kaufen konnte. Im nächsten Jahr besuchte die Kleine den Kommuniionsunterricht unverdrossen wieder. Doch als der Weiße Sonntag näherrückte, stand sie erneut vor dem Problem. Schwester Virgin bat die Oberin um die Erlaubnis, ein Kleid kaufen zu dürfen. Wieder lehnte die Oberin empört ab. Das Mädchen ging nicht zur Erstkommunion.

Unter dem Sparzwang des reichen Ordens leiden vor allem die »Ärmsten der Armen«, die Waisenkinder in Indien. In Delhi betreiben die Nonnen ein Heim, in dem Kinder auf Adoptiveltern aus dem Ausland warten. Wie üblich, werden die Kosten für Unterbringung und Verpflegung nicht von den Missionarinnen der Nächstenliebe getragen, sondern von den späteren Adoptiveltern.

In Deutschland hat der Verein »pro infante« das Vermittlungsmopol für diese Kinder. Die Vereinsvorsit-

zende Carla Wiedeking, eine persönliche Freundin Mutter Teresas, schrieb Anfang des Jahres einen Rundbrief an die »Spender, Förderer und Freunde«, in dem sie berichtete: »Bei meinem Besuch im September mußte ich mit ansehen, wie zwei bis drei Kinder in einem Bett lagen, in völlig überfüllten Räumen und ohne ein Fleckchen zum Spielen. Die dadurch entstandenen Verhaltensstörungen waren unüberschbar.« Frau Wiedeking appelliert an die Spendenfreudigkeit der Förderer, angesichts der »Ohnmacht gegenüber der Not der Kinder«.

Ohnmacht? Bei einer Organisation mit einem Milliardenvermögen, die jährlich vermutlich dreimal soviel Geld zur Verfügung hat, wie das Kinderhilfswerk Unicef in Indien ausgeben kann. Die Missionarinnen der Nächstenliebe haben die Mittel. Betten zu kaufen und Waisenhäuser zu bauen. Mit Spielplätzen. Und das Geld reicht nicht nur für eine Handvoll Kinder in dem Heim in Delhi, sondern für viele tausend Waisenkinder, die

auf den Straßen Delhis, Bombays oder Kalkuttas ums Überleben kämpfen.

Sparen war aus Mutter Teresas Weltansicht nicht lediglich ein Mittel zur gerechten Verteilung der Hilfe, sondern ein zentraler Wert an sich. Das erklärt sich aus ihrer Geschichte. Die junge Schwester Teresa aus dem armen Makedonien ins arme Kalkutta kam, mußte sie dort am »Loreto House« die Töchter der Reichen unterrichten. Das entsprach nicht ihren Vorstellungen von Hilfe. 1951 gründete sie darum ihren eigenen Orden, um ihr Leben fortan den Sterbenden auf der Straße zu widmen. Ein wahrhaft barmherziger Schritt.

In den Anfangsjahren war das Sparen eine Voraussetzung fürs Helfen. Als Mutter Teresa jedoch in den 70ern weltberühmt wurde, füllten sich die Geldspeicher wie von selbst. Aus dem armen Orden wurde ein reicher. Die Frau, die das Sparen perfektioniert hatte, wußte nichts mit dem plötzlichen Geldsegen anzufangen. Was tun mit Bildern, Juwelen, geerbten Häusern, mit Schecks oder Koffern voller Geld? Jetzt wäre Helfen nicht mehr durch Sparen, sondern durch überlegtes Ausgeben richtig gewesen.

Doch die Friedensnobelpreisträgerin wollte keine funktionierende Organisation, um effizient helfen zu können. Voller Stolz nannte sie die Missionarinnen der Nächstenliebe »die desorganisierteste Organisation der Welt«. Computer, Schreibmaschinen, Fotokopierer sind in ihren Häusern verboten. Selbst wenn sie gespendet werden, dürfen sie nicht eingesetzt werden. Zur Buchführung benutzen die Schwestern Schulhefte, die sie eng mit Bleistift beschreiben. Bis sie voll sind. Dann wird alles ausradiert und von neuem benutzt. Um zu sparen.

Für ein funktionierendes Hilfssystem wäre es vernünftig, die Nonnen ausbilden zu lassen, zu Krankenschwestern, Lehrerinnen oder Verwaltungsexpertinnen. Doch eine Missionarin der Nächstenliebe wird weder aus- noch weitergebildet.

Getrieben von ihrem Willen zu Unprofessionalität, wurden Mutter Teresas Entscheidungen mit den Jahren immer grotesker. Einmal, so berichtet Susan Shields, kaufte die Organisation von der Stadt New York ein leerstehendes Haus, um dort Aidskranke zu versorgen. Kaufpreis: ein Dollar. Da in dem Haus auch Behinderte verkehren sollten, verlangte die Stadtverwaltung den Einbau eines Aufzuges. Doch Mutter Teresa wollte in ihren Häusern keinen Aufzug. In Indien sind sie ein Zeichen von Reichtum. Schließlich bot die Stadt an, die Kosten für den Aufzug zu übernehmen. Das Angebot wurde abgelehnt. Am Ende gaben die Nonnen das Haus der Stadt zurück.

Haben die Missionarinnen der Nächstenliebe den Hungernden in Äthiopien oder den Waisen im Kinderheim die bereits bezahlte Hilfe lediglich vorenthalten, so wurden andere durch das Prinzip der Desorganisation direkt geschädigt. 1994 erschreckte der Chefredakteur des angesehenen britischen Medizinjournal »The Lancet«, Robin Fox, die Fachwelt mit einem Bericht über die katastrophalen Bedingungen in den Einrichtungen des Ordens in Indien: »Systematisches Vorgehen ist dem Wesen dieses Heimes fremd. Mutter Teresa zieht die Vorsehung der Planung vor.«

Tuberkulosekranke wurden nicht isoliert und Spritzen nur in lauwarmem Wasser ausgespült. Auch bei den unerträg-



FOTO: LAURENT NACHOS / GANAKA

**Mutter Teresa mit Ihrer Nobelpreis-Urkunde 1979 in Oslo. Seit der Verleihung flossen die Spenden noch reichlicher als zuvor. Am Prinzip des bedingungslosen Sparens hat der Geldsegen nichts geändert**

## »Die desorganisierteste Organisation der Welt«

lichsten Schmerzen wurden den Leidenden starke Schmerzmittel verweigert. Nicht weil sie dem Orden fehlen, sondern aus Prinzip. »Das schönste Geschenk für den Menschen ist, daß er am Leiden Christi teilnehmen kann«, sagte Mutter Teresa. Einen vor Schmerzen Schreienden hat sie einmal versucht zu trösten: »Du leidest. Das heißt, Jesus küßt dich.« Wütend schrie der Todkranke: »Dann sag deinem Jesus, er soll aufhören, mich zu küssen.«

Auch der englische Arzt Jack Preger hat einst ehrenamtlich im Sterbehause gearbeitet. Heute sagt er: »Wenn man Liebe, Verständnis und gute Pflege geben will, dann benutzt man sterile Nadeln. Dies ist wahrscheinlich der reichste Orden der Welt. Viele Sterbende dort müssen im medizinischen Sinn nicht sterben.« Die englische Zeitung »Guardian«

beschrieb das Sterbehospiz als »organisierte Form unterlassener Hilfeleistung«.

Offenbar ist die medizinische Versorgung der Adoptivkinder kaum besser. 1991 alarmierte die deutsche Kinder-Vermittlerin von »pro infante«, Carla Wiedeking, in einem Rundschreiben die Adoptiveltern: »Bitte überprüfen Sie die Wirkung der Impfstoffe Ihrer Kinder... Wir nehmen an, daß es sich in einigen Fällen um bereits im Datum überfällige oder durch unterschiedliche Klimaverhältnisse wirkungslos gewordene Impfstoffe gehandelt haben könnte.«

In dem berühmten Sterbehause in Kalkutta hängt ein Schild mit dem Satz: »Das größte Ziel des menschlichen Lebens ist es, in Frieden mit Gott zu sterben.« In den vielen Ansprachen und Reden hat Mutter Teresa kaum einen Zweifel daran gelassen, daß ihre eigentliche Sorge dem Leben nach dem Tode gilt, nicht dem davor.

**M**utter Teresas Geschäft war der Ablaßhandel: Geld gegen gutes Gewissen. Davon profitierten vor allem die Spender. Weniger die Armen. Wer geglaubt hat, Mutter Teresa habe die Welt verändern wollen, die Not der Menschen beseitigen oder die Armut bekämpfen, der hat dies glauben wollen. Zugehört hat so jemand ihr nicht. Arm sein, zu leiden, das war für sie ein Ziel, die gottgewollte, die anzustrebende Lebensform in der kurzen Zeit des Daseins vor dem eigentlichen Ziel: dem Jenseits.

Mit zunehmender Berühmtheit wurde der Ordensgründerin offenbar immer stärker bewußt, auf welchen Mißverständnissen das Phänomen Mutter Teresa basiert. Sie schrieb ein paar Worte auf und ließ sie im Mutterhaus aufhängen: »Sagt ihnen, wir sind nicht für die Arbeit hier, wir sind hier für Jesus. Wir sind vor allem religiös; wir sind keine Sozialarbeiter, keine Lehrer, keine Krankenpfleger, keine Ärzte. Wir sind Nonnen.«

Bleibt nur noch eine Frage: Wozu brauchen die Nonnen dann so viel Geld?



FOTO: JAY BULLA

»Eine Form unterlassener Hilfeleistung«: In den Slums von Kalkutta hat man von Wohltaten Mutter Teresas und ihres hochgelobten Ordens wenig gespürt

Ich fühlte mich wie Rip van Winkle, eine bekannte Figur aus der amerikanischen Literatur, der sich in einer Höhle schlafen gelegt hatte und zig Jahre später in einer ihm völlig unbekanntem Welt aufgewacht war. Neuneinhalb Jahre hatte ich in der Ordensgemeinschaft Mutter Teresas gelebt, in der New Yorker Bronx, in San Francisco und in Rom. Das bedeutete, daß ich neuneinhalb Jahre keine Zeitungen und Zeitschriften gelesen, kein Radio gehört und nicht ferngesehen hatte. Ich wußte nichts über Geldautomaten, Mikrowellenherde oder CD-Spieler. Ich hatte vergessen, wie man eine Waschmaschine bedient.

Die Missionarinnen der Nächstenliebe führen ein sehr einfaches Leben. Diese Einfachheit faszinierte mich. Das Ziel war klar – Abwendung vom Selbst und von weltlichen Dingen und Hinwendung allein zu Gott.

Eine Schwester besaß drei weiße Saris, stand um 4.40 Uhr auf, aß Brot mit Öl zum Frühstück und verneigte sich tief zum Gebet in der Kapelle. Zur Kasteiung trugen wir scharfkantige Ketten beim Gebet und peitschten uns nachts mit Stricken aus.

Es wurde jede Anstrengung unternommen, um uns unserer früheren Identität zu entkleiden und uns daran zu hindern, eine neue aufzubauen. Wir erhielten einen neuen Namen und eine Nummer. Meine war 2214. Jeden Monat wechselten wir die Betten und Regale für unsere Habseligkeiten, damit wir uns nicht zu sehr an einen bestimmten Ort gewöhnten. Die häufigen Versetzungen an andere Orte oder in andere Länder sollten die Schwestern daran hindern, feste Bindungen zu entwickeln. Gespräche miteinander galten als ungeschicklich.

Bei meinem ersten Weihnachtsfest als Missionarin der Nächstenliebe erhielten wir alle eine braune Papiertüte mit einem Paar zusätzlicher Socken, einem zweiten Taschentuch und einer Tube Zahnpasta. Ich freute mich sehr über das Geschenk. Vor allem das zweite Taschentuch konnte ich sehr gut gebrauchen. Monate später erfuhr ich, daß man von uns erwartet hatte, die Sachen nach Weihnachten unbenutzt wieder in den Kleiderschrank zu legen.

Wir durften nur genehmigte Bücher über Heilige und das geistliche Leben lesen – eine halbe Stunde täglich. Bildung galt als unbedeutend, war Mutter Teresa doch fest davon überzeugt, wir seien nur Werkzeuge in den Händen Gottes. Wenn wir uns bildeten, könnten wir Stolz entwickeln.

Berufsausbildung zählte nicht viel. Krankenschwestern bekamen mitunter nie die Gelegenheit, in ihrem Spezialgebiet zu arbeiten, während man andere, die keine medizini-



FOTO: EPICALANSNER

Susan Shields diente dem Orden neun Jahre lang. Dann erkannte sie: »Man hatte mich betrogen. Der Weg, dem wir folgten, führte in die Irre«

# Ich war Schwester Nummer 2214

Eine ehemalige amerikanische Missionarin der Nächstenliebe berichtet im STERN über ihre Zeit im Orden der Mutter Teresa

sche Ausbildung hatten, als Krankenschwestern in arme Länder schickte.

Schwestern, die man nach Haiti geschickt hatte, lernten schnell, Injektionen zu verabreichen. Eine der freiwilligen Laienschwestern äußerte ihre Sorge darüber, daß die Nadeln mit der Zeit stumpf werden und den Patienten Schmerzen verursachen. Man teilte ihr mit, daß zwar genug Nadeln vorhanden seien. Eine Missionarin der Nächstenliebe sollte aber mit den einfachsten Mitteln arbeiten. Nicht, daß es an Geld gefehlt hätte. Großzügige Spender gaben Mutter Teresa viele Millionen Dollar für ihre Arbeit. Das meiste davon lag ungenutzt auf Bankkonten. Daß die Öffentlichkeit denkt, Mutter Teresa kämpfe gegen Armut, während sie in Wirklichkeit hart darum kämpfte, sie zu erhalten, ist nicht ganz ohne Ironie.

Die Vorstellung, daß unser Leiden der Gnade Gottes für die Armen förderlich sei, bildete den Mittelpunkt unseres täglichen Lebens. Vielleicht lag darin der Grund, daß unsere Versuche, den Armen in sichtbarer Form zu helfen, so gründlich fehlschlugen. Eines der selbststüchtigsten Verlangens, das wir bekämpfen sollten, war das Verlangen nach Ruhe. In diesem Punkt habe ich stets versagt, denn je weniger Schlaf ich bekam, desto mehr sehnte ich mich danach. Schlaf-

entzug hat eine interessante Nebenwirkung: Nach einer Weile verliert man seine Willenskraft.

Als sich der Gesundheitszustand meiner 92jährigen Tante drastisch verschlechterte, gestattete sie einem Freund, mich darum zu bitten, ein Pflegeheim für sie zu finden. Ihr ganzes Leben hindurch hatte sie mich nie um etwas gebeten. Ich bat meine Vorgesetzte darum, mir diesen Gefallen für meine Tante zu gestatten, doch sie lehnte ab. Mit der Begründung, das gehöre nicht zu meinen Aufgaben.

Nachdem der Freund meiner Tante längere Zeit vergebens auf meine Antwort gewartet hatte, meldete er sich erneut. Er sagte mir, ich müßte mir keine Sorgen mehr machen. Meine Tante hätte versucht, sich das Leben zu nehmen, um anderen nicht zur Last zu fallen. Sie befände sich jetzt im Krankenhaus. Dort würde man sich um sie kümmern und auch alles weitere regeln. An diesem Tag erkannte ich, daß man mich betrogen hatte. Als mein kritischer Verstand wieder arbeitete, erkannte ich, daß der Weg, dem wir folgten, in die Irre führte. Statt uns von Selbstsucht zu befreien, wurde das Gute in uns durch unsere Lebensführung zerstört. Die Schwestern schalteten ihren Verstand ab, verschlossen ihre Augen vor dem Leid in dieser Welt, ignorierten geltendes Recht und logen, ohne zu erröten. Viele hatten bereits Nervenzusammenbrüche. Mit Frömmigkeit hatte das für mich nichts zu tun.

SUSAN SHIELDS

